

RACHEL CUSK

DANACH

ÜBER EHE
UND TRENNUNG

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 5259

Rachel Cusk erzählt von der heiklen Entscheidung, direkt nach der Geburt der Töchter als Schriftstellerin weiterzuarbeiten, während ihr Mann, zuvor erfolgreicher Fotograf, Töchter und Haushalt übernimmt. Eine unkonventionelle Konstellation, schwierige Umstände, dann die Krise, bald darauf die Trennung. Schonungslos geht sie dabei mit sich ins Gericht, spricht über die eigenen Fehler und Unzulänglichkeiten.

Was genau passiert da, wenn so eine Ehe kollabiert? Wenn man nicht mehr die Hälfte eines Paares ist, sondern nur noch man selbst, eine Frau, einzeln und heillos gebrochen? Man fällt aus allen traditionellen und ideologischen Rollen und Bezügen und legt vollends die gewohnten Kostümierungen ab. Darin liegen Schmerz und Anlass zu bohrenden Zweifeln. Aber auch die Möglichkeiten zu einer Selbstbefragung, die befreit.

Rachel Cusk, 1967 in Kanada geboren, hat die international gefeierte *Outline*-Trilogie, die *Memoirs* *Lebenswerk* und *Danach* sowie zahlreiche weitere Romane und Sachbücher geschrieben. *Der andere Ort*, ihr zuletzt erschienener Roman, stand auf der Longlist des Booker Prize. Sie ist Guggenheim-Stipendiatin und lebt in Paris.

Eva Bonné übersetzt Literatur aus dem Englischen u.a. von Sara Gran, Richard Flanagan und Michael Cunningham.

Rachel Cusk
DANACH

Über Ehe und Trennung

Aus dem Englischen von
Eva Bonné

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
Aftermath
bei Faber & Faber, London.

Erste Auflage 2022
suhrkamp taschenbuch 5259
© der deutschsprachigen Ausgabe
Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2020
© 2012, Rachel Cusk
Zitate aus Aischylos, *Die Orestie*, in: *Agamemnon*,
Reclam Verlag, 1958, Ü: Emil Staiger, und
Sophokles, *Antigone*, Reclam Verlag, 2016, Ü: Kurt Steinmann
© Philipp Reclam jun. Verlag GmbH, Ditzingen
Alle Rechte vorbehalten.
Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlagabbildung: © plainpicture/Reilika Landen
Umschlaggestaltung:
Designbüro Lübbecke, Naumann, Thoben, Köln
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-47259-0

www.suhrkamp.de

Danach

Für RCJ, den weisen Soldaten

Weise zu sein wies er den Weg
Den Sterblichen, und er setzte dies:
Daß aus Leid wir lernen.
Träufelt im Herzen zur Stunde des Schlafs
Kummer, des Argen eingedenk,
Lernt Weisheit auch verstocktes Gemüt.
Huld der Geister ist's, die fest
Am heiligen Steuer sitzen.

Aischylos, Die Orestie

Danach

Kürzlich haben mein Mann und ich uns getrennt, und im Laufe weniger Wochen brach unser gemeinsam gestaltetes Leben auseinander wie ein Puzzle, das in seine Einzelteile zerlegt wird.

Manchmal ist das Raster eines Puzzles im zusammengesetzten Motiv nicht mehr erkennbar. Erfahrene Spieler sind stolz darauf, aber meistens sieht man doch etwas. Das einfallende Licht offenbart Furchen in der Oberfläche, und makellos wirkt das Bild nur von fern. Meine jüngere Tochter puzzelt gern. Die ältere nicht; sie baut lieber Kartenhäuser, in deren Umgebung alle reglos und still sein müssen. Auf mich wirken diese Beschäftigungen wie unterschiedlich geartete Versuche, Kontrolle auszuüben, gleichzeitig scheinen sie einen Beweis dafür zu liefern, dass es mehr als eine Art von Geduld gibt und die Unduldsamkeit viele Gesichter hat. Wie ich finde, nehmen meine Töchter die Ausprägungen ihres jeweiligen Naturells ein wenig zu ernst; die eine ärgert sich über die entgegengesetzte Neigung der anderen. Tatsächlich könnte man behaupten, dass ihre unterschiedlichen Beschäftigungen eine Form des Streits darstellen, denn letztendlich ist Streit nur Notwehr in Sachen Selbstdefinition. Manchmal habe ich mich gefragt, ob das moderne Familienleben mit seiner unerbittlichen Fröhlichkeit, seinem absolut unbegründeten Optimismus und seinem

Vertrauen nicht auf Gott oder Wirtschaftlichkeit, sondern auf das Prinzip der Liebe an dem Versäumnis scheitert, das menschliche Bedürfnis nach Krieg anzuerkennen und sich dagegen zu wappnen.

»Die neue Wirklichkeit« war ein Ausdruck, der in jenen ersten Wochen oft aufkam. Die Leute wendeten ihn auf meine Lage an, als bezeichnete er eine Art Fortschritt. Dabei war es in Wahrheit eine Regression: Das Leben hatte den Rückwärtsgang eingelegt. Auf einmal bewegten wir uns nicht mehr vor, sondern zurück, zurück ins Chaos, in Geschichte und Frühgeschichte, zurück zum Anfang der Dinge und dann noch weiter in die Zeit, bevor diese Dinge existierten. Ein Teller fällt zu Boden; die Scherben sind die neue Wirklichkeit. Ich musste mich an die neue Wirklichkeit erst gewöhnen. Meine beiden kleinen Töchter mussten sich daran gewöhnen. Dabei war die neue Wirklichkeit, soweit ich es beurteilen konnte, jetzt schon kaputt. Als unversehrtes Ganzes hatte sie jahrelang ihren Zweck erfüllt, aber in Bruchstücken war sie zu gar nichts zu gebrauchen, es sei denn, diese ließen sich wieder zusammenfügen.

Mein Mann glaubte, ungeheuerlich behandelt worden zu sein. Nichts konnte diesen Glauben erschüttern; seine ganze Welt hing davon ab, das war seine Geschichte, und in letzter Zeit hasse ich Geschichten. Wenn jemand mich fragen würde, welche Katastrophe über mein Leben hereingebrochen ist, könnte ich zurückfragen, ob er die Geschichte hören will oder die Wahrheit. Ich könnte der Erklärung halber sagen, dass ein wichtiges Gehorsamsgelübde gebrochen wurde. Ich könnte sagen, dass ein Roman stockt, stillsteht und sich nicht weiterschrei-

ben lässt, wenn mir beim Schreiben Fehler unterlaufen, dass ich in dem Fall zurückgehen und den Fehler im Aufbau suchen muss. Normalerweise liegt das Problem im Verhältnis von Geschichte und Wahrheit. Die Geschichte muss der Wahrheit gehorchen und sie darstellen wie Kleidung einen Körper. Je enger anliegend der Schnitt, desto schmeichelnder der Effekt. Unbekleidet kann die Wahrheit verletzlich, unansehnlich und schockierend sein; übertrieben aufgemacht wird sie zur Lüge. Eine der grundsätzlichen Schwierigkeiten im Leben bestand für mich in dem Versuch, zwischen den beiden zu schlichten, wie ein Scheidungskind zwischen seinen Eltern schlichten möchte. Meine Kinder tun genau das; wenn wir alle zusammen sind, zwingen sie die Hand meines Mannes in meine. Sie versuchen, die Geschichte abermals zu einer Wahrheit werden zu lassen, oder die Wahrheit zu einer Unwahrheit. Ich habe nichts dagegen, die Hand meines Mannes zu halten, aber ihm gefällt das nicht, denn es ist schlechte Form – und Form ist wichtig für eine Geschichte. Alles, was in unserem Zusammenleben formlos war, gehört jetzt mir. Deswegen bereitet es mir keine Umstände, es stört mich nicht, seine Hand zu halten.

Nach einer Weile hörte die Zeit auf, rückwärts zu gehen, aber da hatten wir schon eine weite Strecke hinter uns gebracht. Binnen weniger Wochen machten wir alles zunichte, was bis zum Augenblick der Trennung Bestand hatte. Wir machten die Geschichte selbst zunichte, und am Ende gab es nichts mehr zu zerlegen außer den Kindern, was einen naturwissenschaftlichen Eingriff erfordert hätte. Wir aber existierten vor den Naturwissenschaften. Wir hatten uns gleichsam in das Großbritan-

nien des siebten Jahrhunderts zurückbewegt, in eine Zeit vor der Einführung des Staatswesens. Damals war England unterteilt; ich erinnere mich, in der Schule eine Karte der frühmittelalterlichen Heptarchie gesehen zu haben und fassungslos gewesen zu sein angesichts dieser Diffusität, der fehlenden Zentralmacht, der Abwesenheit von König, Hauptstadt und Institutionen. Stattdessen gab es nur Landstriche, deren Namen – Mercien, Wessex – irgendwie weibisch klangen. Ihren fortwährenden Zankereien und ihren kleinteiligen, mühsamen Niederlagen und Siegen schien eine treibende und einigende Kraft zu fehlen, die ich, wäre ich mir der Frage bewusst geworden, als männlich identifiziert hätte.

Unsere Geschichtslehrerin Mrs Lewis war eine Frau von Anmut und Statur, eine Art Elefanten-Ballerina, in der sich die Prinzipien von Masse und Weiblichkeit einen Eskalationskrieg lieferten. Das frühe Mittelalter war ihre Epoche. Sie hatte in Oxford studiert und fand sich nun in einer mittelmäßigen katholischen Mädchenschule vor unserer Klasse wieder, auf beigen Pumps und in farblich abgestimmten, maßgeschneiderten Kostümen, die drohten eines Tages abzurutschen wie die Abdeckplane von einer Statue und ihren mächtigen rosa Körper zu enthüllen. Die Anrede Mrs verriet uns, dass sie verheiratet war, doch wie die unterschiedlichen Aspekte ihres Lebens zueinander in Beziehung standen, wussten wir nicht. Ausgiebig erörterte sie König Offa von Mercien, dessen Vision des vereinten England einen ersten Vorstoß männlichen Ehrgeizes erahnen ließ und dessen gewaltige Wallanlagen, Offa's Dyke, bis heute daran erinnern, dass Trennung nur einen weiteren Aspekt von Einigung darstellt

und man sich ebenso gut über das definieren kann, was man nicht ist. Tatsächlich haben die Historiker sich nie einigen können, ob die Wallanlagen der Abwehr der Waliser dienten oder bloß eine Grenze markierten. Was Offas Macht betraf, war Mrs Lewis' Haltung gespalten; sicher, er hatte den Weg der Zivilisation beschritten, das allerdings auf Kosten der Vielfalt und des stillen Gedeihens, welches immer dort stattfindet, wo nichts gebaut und kein Ziel angestrebt wird. Sie hegte eine Vorliebe für das frühe Angelsachsentum, als das Konzept der Macht noch nicht ausdefiniert war. Auf gewisse Weise war das frühe Mittelalter selbst eine »neue Wirklichkeit«, bestand es doch aus den Scherben des größten aller Teller, des Römischen Reichs. Manche nennen das Danach jener megalomanischen, alles erobernden Einheit das »dunkle Zeitalter«, nicht aber Mrs Lewis. Sie mochte es; sie liebte die unbesiedelte Ödnis, die Klöster, wo in aller Stille die Kreativität gefördert wurde, die Mystiker, die Visionäre, die frühen religiösen Schriften, die Frauen, die in jenen formlosen, undefinierten Jahrhunderten an Gestalt gewannen, und das persönliche Graswurzelniveau, auf dem in Abwesenheit der großen Verwalterin namens Zivilisation alle Fragen nach Recht und Glauben neu verhandelt werden mussten.

Denn schlussendlich waren diese Dunkelheit – oder wie immer man sie nennen will – und dieses Chaos nicht bloß Verneinung und Abwesenheit. Sie waren Danach und Auftakt zugleich. In der Landwirtschaft gibt es das Spätheu, eine zweite Ernte, die nach dem eigentlichen Schnitt gemäht und eingebracht wird. Zivilisation, Ordnung, Sinn und Glaube waren keine sonnenbeschienenen,

durch stetes Klettern zu erreichenden Gipfel. Sie wurden errichtet und sind kollabiert, wurden erneut gebaut, stürzten ein oder wurden zerstört. Die nachfolgende Dunkelheit und das Chaos besaßen eine eigene Wirklichkeit und Geschlossenheit; sie verhiessen Zivilisation, wie der Schlaf Aktivität verheißt. Im unterteilten Leben besteht die Möglichkeit zur Einheit fort, so wie jede Einheit die Aussicht auf Pulverisierung in sich trägt. In Mrs Lewis' Augen war es besser, das unterteilte, chaotische Leben anzunehmen und die dunklen Regungen der Kreativität zu spüren, als in zivilisierter Einheit zu existieren und dabei ständig vom Impuls der Zerstörung geplagt zu werden.

* *

Morgens bringe ich meine Töchter zur Schule, am frühen Nachmittag hole ich sie wieder ab. Ich räume ihre Zimmer auf, wasche und koche. Die Abende verbringen wir meist zu dritt. Ich helfe ihnen bei den Hausaufgaben, stelle ihnen das Essen hin und bringe sie ins Bett. Alle paar Tage gehen sie zu ihrem Vater, dann ist das Haus leer. Anfangs fand ich diese Zwischenspiele schwer erträglich, doch inzwischen haben sie etwas Neutrales, eine solide Leere, die etwas vage Vorwurfsvolles hat. Es ist, als wären diese einsamen Stunden, wenn zum ersten Mal seit vielen Jahren nichts von mir verlangt oder gebraucht wird, meine Kriegsbeute, etwas, das ich im Tausch gegen den Konflikt erworben habe. Ich durchlebe sie eine nach der anderen. Ich schlucke sie wie Krankenhausessen. Auf diese Weise werde ich am Leben gehalten.

Und du nennst dich Feministin, sagte mein Mann in den rauen, bitteren Wochen nach der Trennung ange-

widert zu mir. Er war überzeugt, in unserer Ehe die Rolle der Frau gespielt zu haben, und nun schien er von mir zu erwarten, dass ich ihn gegen mich, den männlichen Unterdrücker, in Schutz nahm. Einzukaufen, zu kochen und die Kinder von der Schule abzuholen, war in seinen Augen etwas Weibliches, auch wenn ich mich ausgerechnet bei diesen Tätigkeiten besonders geschlechtslos gefühlt hatte. Meine Mutter war in meinen Augen nicht schön gewesen, wenn sie ihren Hausfrauenpflichten nachgekommen war, folglich schienen diese Pflichten ihre Weiblichkeit nicht zu betonen, sondern zu bedrohen. Damals wohnten wir in einem Dorf im flachen Suffolk. Sie verbrachte einen großen Teil der Zeit am Telefon; ihre Stimme, mit der sie sozusagen zu sich selbst sprach, war hypnotisierend. In meinen Ohren klangen ihre Sätze vorformuliert und ihr Lachen aufgesetzt. Wer war diese Frau am Telefon? Meine Mutter war ein Mensch, den ich nur von innen kannte; ich teilte ihren Standpunkt und schien in ihrer Langeweile, ihren Freuden und ihrer Geiztheit zu hausen. Blindlings übernahm ich ihre Rolle. Wie konnte ich wissen, was meine Mutter war? Wie konnte ich sie sehen? Ihre Aufmerksamkeit streifte mich wie ein Blick aus einem inneren Auge, das mich nie direkt ansah und das sein Wissen aus meinem eigenen Wissen über mich selbst bezog.

Doch sobald sie mit anderen Menschen zusammen war, konnte ich sie objektiv wahrnehmen. Manchmal besuchte uns eine ihrer Freundinnen zum Mittagessen, und dann kam es plötzlich zum Vorschein, das Gesicht meiner Mutter. Plötzlich konnte ich sie sehen, mit anderen Frauen vergleichen und besser oder schlechter finden;

ich sah, wie sie gemocht, beneidet oder herausgefordert wurde, und lernte ihre besonderen Vorlieben und Lauen kennen, die sie von anderen trennten. Bei solchen Gelegenheiten erschien mir ihre Rolle, die ja mein Zuhause war, so unzugänglich und dunkel wie ein leeres Haus. Wenn ich anklopfte, wurde ich knapp, bisweilen barsch abgewiesen. Ihr sonst so ausladender, gedankenlos allgegenwärtiger Körper erschien mir wie eingepackt und woanders verstaut. Und auch sie war ausgesperrt, denn sie war vorübergehend von der Aufgabe entbunden, sie selbst zu sein. Stattdessen schauspielerte sie; sie war pure Geschichte, mal schlecht, mal gut erzählt.

Ihre Freundinnen waren in der Regel auch Mütter. Ich erkannte die Geografie dieser Frauen wieder, diese rätselhafte Aura, die ihre Masken aus Make-up und Reden umschloss wie offene Landschaft eine Stadt. In diese Landschaft konnte man unmöglich gelangen, aber man wusste, sie war da. Eine der Freundinnen, Sally, war anders als die anderen. Seinerzeit verstand ich nicht, warum, heute schon: Sally, eine große, witzige Frau mit einem traurigen Gesicht, hatte keine Kinder. In den traurigen Zügen um ihren Mund und ihre Augen konnte man sich frei bewegen; sie standen allen offen. Einmal besuchte sie uns, kurz nachdem meine Mutter einen Schokoladenkuchen gebacken hatte. Meine Mutter wollte ihr das Rezept geben, doch Sally sagte: »Wenn ich diesen Kuchen backe, esse ich ihn ganz allein auf.« Dass eine Frau einen ganzen Kuchen aufessen könnte, war mir neu. Die Leistung erschien mir fantastisch, wie Gewichtheben, aber ich konnte sehen, dass meine Mutter den Kommentar missbilligte. Offenbar hatte Sally die Regeln ver-

letzt. Ohne es zu wollen, hatte sie einen Spalt in die hohe Mauer der Weiblichkeit geschlagen und mir versehentlich zu einem Blick auf das verholten, was auf der anderen Seite lag.

* *

Über manche Ereignisse im Leben kann es kein Vorwissen geben, beispielsweise über Krieg. Ein Soldat, der zum ersten Mal in die Schlacht zieht, weiß nicht, wie er sich angesichts des bewaffneten Feindes verhalten wird. Er kennt diesen Teil seiner selbst noch nicht. Ist er ein Mörder oder ein Feigling? Im Ernstfall wird es sich zeigen, aber bis dahin kann er nicht wissen, wie seine Reaktion ausfallen wird.

Mein Ehemann verlangte die Hälfte von allem, was sich auch auf die Kinder bezog. Nein, sagte ich. Was soll das heißen, nein?, fragte er am Telefon. Ich blickte aus dem Fenster in den Garten, ein Rechteck zwischen anderen städtischen Rechtecken, auf deren Grenzen die Katzen umherschlichen. In der letzten Zeit war der Garten verwildert. Die Beete waren von Unkraut überwuchert und die Grashalme, Haaren gleich, immer länger geworden. Doch egal, wie ungepflegt unser Garten aussah – das Raster blieb intakt und die anderen Rechtecke bewahrten ihre Form.

Menschen kann man nicht halbieren, sagte ich.

Dann sollen sie die halbe Zeit bei mir sein, sagte er.

Es sind meine Kinder, sagte ich. Sie gehören zu mir.

In der griechischen Tragödie beschwört die Leugnung des biologischen Schicksals eine Veränderung herauf, die den Tod bedeutet, und einen Tod, der Veränderung ist.

Die rachsüchtige Mutter, der selbstische Vater, die pervertierte Familie, das mordende Kind – alles nur blutige Wege zu Demokratie und Gerechtigkeit. Die Kinder gehören zu mir. Früher hätte ich die Aussage scharf kritisiert, aber über manche Ereignisse im Leben kann es kein Vorwissen geben. Was hatte diese Ketzerei in die Welt gesetzt? Wo hatte sie, falls sie mir zu eigen war, all die Jahre überdauert, in unserem gleichberechtigten Haushalt? Wo hatte sie sich versteckt? Meine Mutter erzählte gern von den ersten englischen Katholiken, die im Verborgenen lebten und praktizierten und die in Schränken oder unter Dielenbrettern schliefen. Sie fand es ganz erstaunlich, dass wahrer Glaube sich tarnen musste. Oder war dies nun tatsächlich die verfolgte Wahrheit und unsere Art zu leben die Ketzerei?

Ich wiederholte den Satz mehrfach, ich konnte nicht anders. Ich sagte ihn zu meiner Freundin Eleanor: Die Kinder gehören zu mir. Eleanor ist berufstätig und mitunter wochenlang auf Geschäftsreise. Wenn sie nicht da ist, übernimmt ihr Mann. Er bringt die Kinder ins Bett und übergibt sie am Morgen der Nanny. Eleanor schürzte ganz leicht die Lippen und schüttelte missmutig den Kopf. Ein Kind gehört ebenso zu seinem Vater wie zu seiner Mutter, sagte sie. Ich wiederholte den Satz – die Kinder gehören zu mir – gegenüber meiner Freundin Anna, die keinen Job und vier Kinder hat. Annas Mann arbeitet sehr viel. Sie kümmert sich praktisch allein um die Kinder. Ja, sagte sie, es sind deine Kinder. Sie brauchen dich. Du solltest sie zu deiner obersten Priorität machen.

Anscheinend hatte die körperliche Geschichte, die ich mit meinen Töchtern teile, in einem Zustand der Verban-

nung existiert. Wurde ich als Mutter verleugnet? Der lange Pilgerweg der Schwangerschaft mit seinen Wundern und Demütigungen, die Apotheose der Geburt, die mit der Mutterschaft einhergehende Plünderung der letzten Winkel meiner Lebenswelt, der langsame Wiederaufbau – all das wurde im Laufe der Zeit verschwiegen, mutwillig unterschlagen oder beiläufig vergessen, dabei war es, wie ich heute weiß, jene dunkle Epoche, aus der die Zivilisation unserer Familie hervorging. Und in gewisser Hinsicht war ich am Pakt des Schweigens beteiligt, denn eine der Bedingungen für den Vertrag, der meine Gleichstellung garantierte, lautete, dass ich mich nicht auf den Primitivismus der Mutter berufen würde, auf ihre eingeborene Überlegenheit, auf den Voodoo, der den Mechanismus der Gleichberechtigung zusammenbrechen lässt. Einmal hat meine Mutter am Abendbrottisch hemmungslos geweint und uns vorgeworfen, wir hätten uns nie bei ihr bedankt, obwohl sie uns doch zur Welt gebracht habe. Später machten wir – grausame Teenager von Welt – uns darüber lustig. Unsere Beklemmung hatte einen guten Grund: Der Vorwurf traf uns zu Unrecht. War nicht mein Vater derjenige, der sich hätte bedanken sollen, weil sie ihm Form, Inhalt und Beständigkeit verliehen hatte? Stattdessen lief sein Beitrag, die Arbeit, parallel zu ihrem; sie war diejenige, die dankbar sein sollte, wenigstens oberflächlich. Jahrelang war er ins Büro gefahren und wieder zurückgekehrt, so zuverlässig wie die Schweizer Bahn und ebenso befugt, wie sie unrechtmäßig war. Die Rationalität seines Verhaltens ließ ihn irrational erscheinen, als wäre ihre Weiblichkeit eine Zumutung, eine Streitsache, eine Maßlosigkeit und ein